

Die Komödianten kommen! [Fortsetzung]

Autor(en): **Lichtenberg, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 45

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Komödianten kommen!

EIN HEITERER ROMAN
VON WILHELM LICHTENBERG

9. Fortsetzung

Copyright 1940 by Morgarten-Verlag A.-G., Zürich

Auf Raffaels Lippen zeichnete sich ein Lächeln, und nach einer gewissen Pause meinte sie dann: «Sie werden unrecht behalten, Reginald. Und Sie werden sich eingestehen müssen, daß Sie Ihren europäischen Aufenthalt ohne Grund ausgedehnt haben.»

«Niemand hofft das mehr als ich», erwiderte er leise, indem er sich bemühte, Raffaels Lächeln aufzunehmen.

Ein Blick nach der Uhr machte Raffaella unruhig. «Es wird Zeit», sagte sie in einiger Verlegenheit. «Die Vorstellung ist bald zu Ende. Und ich möchte noch vor Schluß zur Truppe zurückkehren.»

«Gehen Sie, Raffaella», nickte er ihr gütig zu. «Wie schade, daß Sie von mir keine Grüße bestellen können.»

Sie wurde von Reginald bis zum Hotelausgang geleitet. Dort streckte sie ihm noch einmal sehr herzlich die Hand entgegen und meinte: «Eigentlich bin ich doch sehr glücklich, daß Sie gekommen sind.» Dann aber fragte sie: «Aber Sie werden doch hoffentlich nicht in Fiesole bleiben?»

«Doch. Es gefällt mir hier ausgezeichnet.»

Raffaella wollte etwas erwidern, unterließ es dann aber. Langsam löste sie ihre Hand aus der seinen und ging die Straße hinauf, der Piazza zu. Und sie ging eigentlich viel langsamer, als es die vorgerückte Stunde rechtfertigte.

XIV.

KLEINERE ZWISCHENFÄLLE

Obwohl sich das Publikum von Fiesole seit der Rückkehr Angelas vom Theaterbesuch fast korporativ fernhielt, und trotz der mehrmaligen Reklamation der Frau Apotheker, «warum denn diese Person nicht mehr singe, die der Raffaella Cellini so ähnlich sieht», brach Direktor Campagna seine Zelte in diesem «gottverlassenen Nest», wie er sich gekränkt ausdrückte, nicht ab. Er wäre sehr gerne nach Vallombrosa weitergewandert, wo Angela stets wahre Triumphe gefeiert hatte, dort aber hatte der Gasthofbesitzer auf eine Anfrage erklärt, daß er das «Komödiantengesindel» nicht mehr aufnehme, weil beim letzten Mal der Weinkonsum des Publikums schon auf die Hälfte gesunken war. Und mit einem anderen Tenor als dem Direktor würde er es vielleicht noch einmal riskieren. Aber dieser Tenor sei zu alt und zu ausagesungen, um belebend auf den Weinkonsum wirken zu können. Worauf Vallombrosa von der abgegriffenen Landkarte, die Campagna mit sich führte, einfach gestrichen wurde. Er machte diesen sonst so blühenden Ort dem Erdboden gleich.

Raffaels «Ähnlichkeit» mit der Cellini zog aber auch noch eine andere, sehr peinliche, Konsequenz nach sich. Eines frühen Nachmittags erschien Riccardo erregter und müder von seinem Zettelgang bei der Truppe. Raffaella erkannte sofort, daß er noch gereizter und deprimierter als sonst war. Sie fand eine günstige Gelegenheit, seinen Kopf zu nehmen und zu fragen: «Was ist mit dir?»

«Nichts», wich er düster aus.

«Doch. Irgend etwas hast du erlebt. Ich kenne dich doch.»

Da brach es plötzlich aus ihm hervor: «Ich habe dieser Gans, der Frau Notar, meine Meinung gesagt.»

Raffaella erschrak. «Um Gottes willen — gerade der Frau Notar? Sie ist unser treuestes Publikum. Jeden Abend in der ersten Reihe.»

«Trotzdem. Wenn sie so etwas behauptet, mußte ich ihr meine Meinung sagen.»

«Was hat sie behauptet?»

«Daß du die Raffaella Cellini bist», platzte Riccardo heraus.

«Unsinn!» konnte Raffaella gerade noch sagen. Und nichts weiter. Es war eben das eingetreten, was sie immer

schon gefürchtet hatte; irgend jemand mußte schließlich hinter ihr Geheimnis kommen, die Mitwisserschaft konnte nicht auf Grobetta allein beschränkt bleiben.

«Unsinn!» schrie Riccardo, als hätte er noch immer die Frau Notar vor sich. «Siehst du, das habe ich ihr zuerst auch gesagt. Ich habe es versucht, ihr mit der Vernunft zu kommen. Frau Notar, habe ich beteuert, glauben Sie wirklich, daß diese Cellini, die jeden Ton mit Gold bezahlt bekommt, bei einer reisenden Gesellschaft für Spaghetti und Polenta singen wird?»

«Das muß sie doch überzeugt haben?» fragte Raffaella mit zugeschnürter Kehle.

«Eben nicht!» geriet Riccardo immer mehr in Wut. «Sie bestand trotzdem darauf, daß du die Cellini bist. Sie holte aus ihrer Lade vielleicht zwanzig Photos hervor. Alle mit der Cellini.»

«Und?» Raffaels ängstlicher Blick war starr auf Riccardo gerichtet.

Er schwieg ganz kurz und meinte dann: «Es ist ja wirklich eine Ähnlichkeit da... Eine starke sogar, wenn man genauer hinsieht... Ich habe dir's ja gleich gesagt...»

«Dafür kann ich nichts.»

Er nahm sie an sich. «Ich mache dir ja auch keinen Vorwurf deshalb. Obwohl es mir nicht gerade angenehm ist.» Und dann brach er wieder los. «Aber wenn so eine Pute behauptet und steif dabei bleibt, daß du leibhaftig die Cellini bist und daß sie dich auch an der Stimme erkannt hat und an allen Bewegungen... Da mußte ich ihr doch sagen, daß sie lieber nicht mehr zu uns kommen soll, weil ihr eben jedes Kunstverständnis abgeht, und weil es schade ist, wenn sie uns einen Platz in der ersten Reihe wegsitzt.»

«Das hast du ihr gesagt?»

«Hat sie etwas Besseres verdient?»

«Und wenn sie sich bei dem Alten beschwert?»

«Soll sie meinewegen», erwiderte Riccardo trotzig. «Mir ist schon alles egal.»

«Schon wieder eine neue Gefahr», meinte Raffaella nach einer betretenen Pause.

«Wieso?»

«Campagna ist ohnehin nicht gut auf dich zu sprechen. Er wird dir kündigen.»

«Das ist möglich», mußte Riccardo zugeben. «Aber ich lasse es trotzdem nicht zu, daß dich jemand für dieses Luder hält.»

Diese Unterredung fand in der breiten Toreinfahrt des Gasthofes statt. Und plötzlich, beinahe wie aus dem Boden gewachsen, stand der «Alte» vor ihnen, Direktor Campagna in höchst eigener Person. Seine Miene war streng, seine Haltung bedeutungsvoll, wie stets, wenn er seine direktoriale Würde in aller Form betonen wollte. «Daldini!» rief er seinen zweiten Tenor an.

Riccardo zuckte zusammen, wandte sich nach Campagna um und wußte sofort, daß die Frau Notar ihre Beschwerde bereits vorgebracht hatte.

«Daldini!» wiederholte Campagna geradezu feierlich. «Meine Frau hat mir von Ihrem Auftritt mit der Notarin erzählt.»

«Ach ja!» nickte Riccardo, auf das Schrecklichste gefaßt.

«Sie haben ihr förmlich verboten, unser Theater zu betreten.»

«Ach, nicht verboten», wehrte sich Riccardo. «Ich habe ihr einfach gesagt, daß...»

«Warum rechtfertigen Sie sich?» donnerte Campagna, daß es von den steinernen Bogen der Einfahrt widerhallte. «Sie haben ihr den künftigen Theaterbesuch verboten. Und Sie haben ganz in meinem Sinne gehandelt.»

«Wie?» starrte der zweite Tenor seinen Chef an.

«Vollkommen in meinem Sinne. Wer behauptet, daß ich Kinoschauspielerinnen in meinem Ensemble beschäftigen, hat in meinen Vorstellungen nichts mehr zu suchen. Auch wenn er Stammpublikum ist. Geld ist nicht alles, mein lieber Daldini. Viel höher steht unsere künstlerische Ehre.» Er nickte Riccardo noch einmal wohlwollend zu und wandte sich dann an Raffaella: «Sie aber werden sich — wenn Sie wieder einmal auf meiner Bühne stehen — anders schminken. Damit auch die letzte Ähnlichkeit mit dieser Cellini verwischt wird. Verstanden?» Campagna entfernte sich von den beiden und stieg würdevoll die Treppe empor.

Und Raffaella hängte sich in Riccardos Arm, indem sie glücklich flüsterte: «Das ist noch einmal gut gegangen...»

Nicht ganz so gut schien es sich aber zwischen dem Herrenchor Carlo und dem Damenchor Monica entwickelt zu haben. Zumindest deuteten Monicas immer verweintere Augen und ihr blasses, jäh verfallendes Gesichtchen auf das nahe bevorstehende Eintreten einer Katastrophe hin. Hier nun fühlte sich Raffaella als Beichtmutter, und so nahm sie sich Monica vor. «Was ist denn mit euch? Erzählen Sie mir doch!»

Sofort setzte es bei Monica einen Tränenstrom ab. «Es ist alles aus», schluchzte sie herzerreißend.

«Na, na, na», begütigte sie Raffaella, «es ist nie etwas so rasch aus, als man befürchtet.»

«Es ist aber doch so. Carlo wird bei dieser Wirtstochter bleiben. Ich habe zu viel Pech im Lotto. Und er sehnt sich so sehr nach einer Schankwirtschaft. Sein Vater war schon vom Geschäft. Sein Großvater. Carlo hat mir einmal ganz stolz gesagt, daß seine Urväter schon dem Julius Cäsar Wein ausgeschenkt haben.»

«Warum ist er dann zum Theater gegangen?»

«Mir zuliebe. Aber er bereut es. Ich habe eine künstlerische Seele, wissen Sie, Signorina Vecchi. Vom Onkel mütterlicherseits, der Gipsfiguren erzeugte. Und mir macht es gar nichts aus, wenn die Kost ein bißchen schlechter ist. Aber Carlo brüllt seine Choresätze nur, ohne dabei etwas zu empfinden. Und das verschafft auf die Dauer keine Befriedigung.»

«Es haben also nicht einmal Ihre Ohrfeigen etwas genützt?» fragte Raffaella teilnehmend.

«Im Gegenteil», schluchzte Monica neuerlich los. «Seither sind sie noch viel mehr beisammen. Mit Ohrfeigen kann man eine kranke Liebe nicht kurieren.» Monica brütete lange vor sich hin. Dann seufzte sie: «Heute nachmittag um sechs wird sich alles entscheiden.»

«Wieso gerade heute um sechs?»

«Ich habe wieder drei Nummern gesetzt.»

«Ah! Welche?»

«44, 16, 89.»

«Warum gerade die?»

«44 ist erhaltende Liebe», erklärte Monica ganz sachlich, «16 ist eine raffinierte Bestie — also die Wirtstochter — und 89 ist die letzte Hoffnung.»

«Ausgezeichnete Nummern», mußte Raffaella zugeben. «Und sie kommen sicher.»

«Vielleicht...» zweifelte Monica.

«Da gibt es kein Vielleicht. Entweder Sie glauben an das Lotto, oder Sie glauben nicht daran.»

«Ach ja», meinte Monica mit einem elegischen Augenaufschlag. «Etwas muß schon daran sein, sonst würden nicht so viele Leute spielen.»

Und es war bestimmt «etwas daran». Zumindest konnte Monica in ihrem unbeirrigen Glauben an die Wundermacht des Kleinen Lotto bestärkt werden. Allerdings braucht jedes Wunder auch einen geeigneten Fürsprecher oder eine Fürsprecherin. Und als solche trat Raffaella auf.

(Fortsetzung Seite 1220)

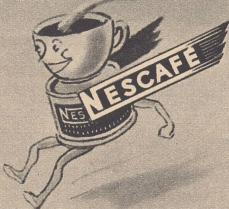
*Allen leistet
er gute Dienste...*



dem Reisenden, der stets Sklave des Fahrplans ist . . .



dem Touristen, der leichtbepackt und unabhängig sein möchte . . .



dem Unverheirateten, der die Bequemlichkeit seines Heims nicht gern entbehrt . . .



der Hausfrau, für den täglichen Gebrauch und wenn unerwartet Besuch kommt . . .

kurz, allen denen, die den Fortschritt und — auch den guten Kaffee lieben. Ein wenig NESCAFÉ, heisses Wasser, und Ihr Kaffee, ein vorzügliches Kaffee, ist augenblicklich bereit.



Copyright



NESCAFÉ

EXTRAKT AUS REINEM KAFFEE

Der Blitz-Kaffee ohne Kanne

EIN NESTLÉ-PRODUKT



Eine festliche Frisur

für die Oper! Man will nicht nur sehen, sondern auch gesehen werden! Und da heißt es noch immer: "Schönes Haar gewinnt!" Die Grundlage einer so reizenden Abendfrisur ist stets die seifenfreie, nicht-alkalische "Schwarzkopf-Haarpflege" auf Basis von Shampool, dem Schweizer Qualitätsprodukt!

SCHWARZKOPF EXTRA-MILD
EXTRA-BLOND
SCHWEIZER FABRIKAT • DOETSCH, GREYER & CO. A.-G., BASEL



*Alcacyl bekämpft den Schmerz
Ohne Schaden für den Magen,
Ohne Nachteil für das Herz!*

Alcacyl

*Ein Produkt von Dr. Wander
gegen Kopfschmerz
Rheuma
Zahnweh
Neuralgie
Influenza*

Tuben zu Fr. 1.— u. 1.75
in allen Apotheken.

Dr. A. Wander A.-G.,
Bern

Indem sie nämlich am späten Nachmittag bei Signora Ricasola, der Lotto-Einnehmerin von Fiesole, vorschlug: «Wenn man fünf Lire auf einen Terno setzt — wieviel bekommt man dann ausgezahlt?» fragte sie etwas verlegen.

Signora Ricasola, eine freundliche, alte Offizierswitwe, antwortete mit einem feinen Lächeln: «Wenn man fünf Lire setzt, bekommt man noch lange nichts ausgezahlt.» «Ich meine — falls die Nummern gezogen werden.» «Ach ja! Dann bekommt man tausendfaches Geld.» «Das heißt also — fünftausend Lire.» «Ja.»

Raffaella erkannte sofort, daß Signora Ricasola über den kleinen Alltäglichkeiten ihres Metiers stand und daß mit ihr ein vernünftiges Wort zu reden sei. Es traf sich auch sehr glücklich, daß gerade niemand im Laden war. Sie beugte sich also tief zu der Lotto-Einnehmerin hinter dem tintenbefleckten Tisch nieder und fragte: «Würden Sie helfen wollen, ein junges Paar glücklich zu machen?» — «Oh, bei so etwas helfe ich immer gern», lächelte Signora Ricasola.

«Dann hören Sie bitte! Es handelt sich nur um eine kleine Täuschung. Ich deponiere Ihnen hier 5000 Lire. Und wenn eine junge Dame mit einem Zettel kommt, auf dem die Nummern 44, 16, 89 stehen, zahlen Sie ihr das Geld einfach aus.»

«Ob man so etwas machen kann...?» zögerte Signora Ricasola. — «Sie begehen ja damit keinen Schwindel. Sie folgen nur einfach Geld aus, das ich aus bestimmten Gründen nicht direkt geben will.»

Die alte Dame blickte Raffaella durch ihre scharfen Brillengläser prüfend an, dann nickte sie und sagte: «Ich glaube, das kann man machen.» — «Ich danke Ihnen, Signora. Wie gesagt, Sie machen damit zwei junge Menschen fürs Leben glücklich.»

«Nur...» wandte die alte Dame plötzlich ein. «Was meinen Sie?» — «Ich schreibe draußen an der Tafel die gezogenen Nummern nach ihrem telegraphischen Eintreffen an. Wer im Lotto spielt, wartet auf die Nummern. Und wenn er seine Nummern nicht auf der Tafel findet, kommt er erst gar nicht in den Laden.»

Raffaella überlegte kurz und meinte dann: «Das lassen Sie nur mich machen.» Sie erlegte die fünftausend Lire und ging. Es war so ziemlich das letzte Geld gewesen, das sie noch bei sich hatte. Und da ihr übriges Vermögen nun für die Bezahlung der Konventionalstrafe aufging, konnte sie mit lächelndem Erschauern feststellen, daß sie nun eigentlich ganz arm geworden sei; so arm, wie es sich für ein Mitglied der Stagione Campagna gezieme.

Von Monica hatte Raffaella erfahren, daß sie pünktlich um sechs bei der Lotto-Kollektur sein wolle, um sofort die frischgezogenen Nummern in Augenschein zu nehmen. Deshalb war Raffaella etwas vor sechs dort, und kam gerade zurecht, als Signora Ricasola aus ihrer Ladentüre trat und die fünf Nummern mit weißer Kreide auf fünf schwarze, kreisrunde Felder schrieb. Die beiden letzten Nummern waren für Monicas Liebesglück uninteressant. Aber die drei ersten gezogenen Nummern waren: 1, 37, 54. Sie hatten also auch nicht die allerentfernteste Ähnlichkeit mit den von Monica gesetzten.

Aber das hatte weiter nichts zu sagen. Wozu hätte sonst Raffaella einen Lappen und weiße Kreide mit sich gebracht? Mit dem Lappen wischte sie über die drei ersten schwarzen Felder, worauf die drei boshaften Zahlen 1, 37 und 54 wie durch eine Zauberhand verschwanden. Und schon in der nächsten Sekunde prangten die drei weitaus freundlicheren Zahlen 44, 16, 89 an deren Stelle. Raffaella atmete auf. Es war alles gut gegangen, noch ehe der Zustrom der Lotto-Hoffenden erfolgte. Sie trat von der Tafel zurück und schien jetzt nur mehr eine der vielen Lotto-Interessentinnen zu sein, deren Zustrom bald einsetzte.

Selbstverständlich war auch die kleine Monica unter ihnen; bleich, ängstlich, mit einem Gesicht, auf dem sich alle Hoffnung und alle Furcht vor der abermaligen Enttäuschung deutlich abmalten. Sie ging an Raffaella vorbei, indem sie ihr kurz die Hand drückte. Nach einem einzigen Blick auf die schicksalsträchtige Tafel mit den Nummern schrie sie gellend auf. Und dann fiel sie Raffaella halb ohnmächtig in die Arme.

«Was ist passiert?» spielte Raffaella ausgezeichnet Komödie. — «Meine Nummern...» röchelte Monica. «Alle drei... Ist so etwas möglich? Gibt es so viel Glück in dieser Welt?»

«Man muß eben die richtigen Nummern setzen», richtete sie Raffaella auf. «Sie sehen — die erkaltende Liebe, die raffinierte Bestie und die letzte Hoffnung haben sich bewährt.»

Monica brauchte noch eine Weile, um ganz zu sich kommen zu können. Dann aber stürmte sie zu Signora Ricasola in den Laden. Und da sich die wöchentlich zweimal hoffende Menge der Lottospieler inzwischen böse zerstreut hatte, weil-wieder einmal die «dümmsten Nummern» gezogen worden waren, auf die wirklich keine vernünftige Menschenseele verfallen konnte, und da Raffaella jetzt allein vor dem Laden der Signora Ricasola blieb, fand sie hinreichend Zeit, die erkaltende Liebe, die raffinierte Bestie und die letzte Hoffnung wieder von der Tafel zu löschen und an deren Stelle die echten Zahlen 1, 37 und 54 in die schwarzen Felder zu malen.

Im Gasthof gab es nachher erschütternde Szenen der Freude und des Glückes. Monica erschien wie eine

Herbstnebel

Nach Sommer und Freunden und liebenden Frauen,
nach Strömen und golden sich neigenden Garben
und Wäldern in Grün und in flammenden Farben
kommt eine Zeit, da die Tage verblauen

und einsamer trennender Nebel das Land,
die Freunde und liebenden Frauen verhüllt.
Ich sehe kein Haus, nicht Baum oder Rand,
mit Ewigkeit ist die Runde gefüllt.

Ich höre im tonlosen dämmrigen Weben
nicht der Begegnenden Wünsche und Grüße —
ich blicke in mich und ich breite das Leben,
das schimmernde, vor meine wandernden Füße.

HANS ROELLI

Königin mit der geradezu märchenhaften Summe von fünftausend Lire. Und sie erlebte den besonderen Triumph, Carlo gerade in dem Augenblick zu überraschen, da er sich wieder zu der Wirtstochter stellen wollte. Aber mit einer triumphalen Geste, die selbst Direktor Campagnas Regie noch niemals aus ihr hervorzulocken vermocht hatte, hielt sie dem ungetreuen Geliebten die Banknoten vor die Nase.

Man würde Carlo unrecht tun, wollte man behaupten, er sei ein schlechter Charakter oder gar ein käuflicher Junge, weil er jetzt seine Absicht, das Wirtstochterchen zu besuchen, spontan aufgab. Wie man ja überhaupt den meisten Menschen unrecht tut, wenn man ihr innerstes Verhältnis zum Geld allzu streng unter die Lupe nimmt. Denn Geld ist nicht nur das nackte und brutale Streben zu Macht und Behaglichkeit, es ist der Zauber, der seinen jeweiligen Besitzer umgibt und allzu oft die notwendige Ergänzung einer Persönlichkeit, die sich ohne Geld nicht richtig zur Geltung bringen könnte. Kurz, wenn Carlo jetzt seine Monica in aller Zärtlichkeit in die Arme schloß, so war es ihm damit echt, und seine Gefühle dürfen nicht angezweifelt werden. Denn ohne diese fünftausend Lire wäre Monica eben doch nicht die gewesen, die sie jetzt war; so viele Reize sie auch sonst aufzuweisen hatte und so viel Glück zu geben sie in stande war.

Bis zur Abendvorstellung war jetzt nur mehr einund-einhalb Stunde Zeit. Die Sache mit dem Lotto hatte Raffaella unverhältnismäßig lange in Anspruch genommen. Es gab noch so viel zu tun. Die Wäsche mußte von den Leinen genommen werden, in der Küche warteten die Spaghetti auf die sorgende Obhut Raffaellas — denn nicht alle Tage fand sich ein edler Gönner, der die Truppe zu Braten einlud —, und außerdem hatte Raffaella in der heutigen Vorstellung von Aida den Damenchor zu verstärken, weil sich Campagna auf den Standpunkt gestellt hatte, daß das damalige Aethiopien ein dicht besiedeltes Land war.

Während sie nun ihre erste Verrichtung besorgte, nämlich, die trockene Wäsche von den Stricken zu holen, erschien eine fremde Dame im Garten. Es war eine überaus distinguierte Dame, das erkannte Raffaella auf den ersten Blick, nicht mehr ganz jung, aber noch immer blendend aussehend. Die Dame grüßte, betrachtete Raffaella bei ihrer Arbeit und sprach sie dann an: «Verzeihung, bin ich hier recht bei der Stagione Campagna?» — «Ja.»

«Danke. Es war so schwer, sich in Fiesole durchzufragen. Die Leute geben nicht gerne Auskunft.» — «Die Leute hier sind etwas merkwürdig», antwortete Raffaella, immer mit der Wäsche beschäftigt. — «Ach ja», nickte die Dame. «Ich bin erst eine halbe Stunde in Fiesole, aber man spricht nicht allzu freundlich von der Theatertruppe.»

«So?» meinte Raffaella mit einem kurzen Seitenblick. «Das interessiert mich zu hören. Ich bin nämlich selbst von der Truppe.»

«Oh, verzeihen Sie!» Der Dame schien ihre unvorsichtige Äußerung sichtlich leid zu sein. Mit einem Blick auf Raffaellas sehr prosaische Beschäftigung meinte sie dann: «Ich konnte nicht annehmen...»

«Warum? Weil ich mich um unsere Wäsche kümmerge? Wir müssen eben überall Hand anlegen. Das ist schon so.» — Die Dame betrachtete Raffaella jetzt aufmerksamer. «Uebrigens erinnern Sie mich an jemand... Ich weiß nur im Augenblick nicht an wen... An ein sehr bekanntes Gesicht... Das man überall zu sehen bekommt...»

«Wahrscheinlich an die Filmschauspielerin Cellini», sagte Raffaella schnell, um Weiterungen dieses Themas zu vermeiden.

«Ja, ganz richtig. Eine verblüffende Ähnlichkeit.» — «Leider bin ich es nicht.» — «Das kann ich mir denken», lächelte die Dame. Aber dann fügte sie freundlich hinzu: «Na, was nicht ist, kann noch werden. Anfangen müssen doch alle einmal.» Nach einer kleinen Pause fragte die Dame: «Können Sie mir vielleicht Auskunft geben, ob sich bei Ihrer Truppe ein gewisser Dino Gioberti befindet?»

«Ja.» — «Ich bin nämlich seine Mama.» — «Ach!» Raffaella blickte Signora Gioberti interessierter an.

«Glauben Sie übrigens, daß mein Junge Talent hat?» fragte Dinos Mama weiter, und ihr Ton klang durchaus nicht so, als erwarte sie eine positive Antwort. — «Oh, ich glaube schon...» meinte Raffaella ausweichend. In Wahrheit hatte ihr der Junge immer sehr leid getan, daß er sich hier so vergebens in den Baßregionen abmühen mußte. — «Sie müssen mich nicht schonen. Mein Mann und ich halten nämlich gar nichts von seiner theatralischen Sendung. Der Junge ist uns nur von der Schulbank zur Theatergesellschaft Campagna durchgebrannt.»

«Ich weiß es.»

«Na, wir haben es im Anfang nicht tragisch genommen. Jeder junge Mensch muß doch sein kleines, romantisches Erlebnis haben, bevor er sich brav und sittsam mit der Bürgerlichkeit abfindet. Aber jetzt, denke ich, wird es Zeit, ihn wieder zurückzuholen. Wie denken Sie darüber, Signorina?»

Raffaella konnte nicht anders, sie mußte einfach antworten: «Ich würde es dringendst empfehlen.»

Signora Gioberti nickte zufrieden: «Na, also! Dann verstehen wir uns ja.»

Raffaella hatte ihre Wäsche in einen großen Korb getan und schickte sich an, den Garten zu verlassen. Signora Gioberti bat: «Vielleicht können Sie mir den Jungen herschicken. Ich habe schon große Sehnsucht, ihn zu sehen. Er muß ja ein richtiger Mann geworden sein.»

Signora Gioberti nahm auf einer Gartenbank Platz und wartete auf ihren Dino; aber ihre Mienen waren jetzt um einen Schatten ernster als vorhin und ihr Blick war in einiger Besorgnis nach dem Bogen der Einfahrt gerichtet, durch den sie Dino erwartete.

(Fortsetzung Seite 1222)

Der Jungé erschien nach einer Weile und prallte vor der überraschenden Begegnung mit der Mutter zurück; Raffaëla hatte es für besser gehalten, ihm das Erscheinen Signora Gioberti nicht zu avisieren. «Du, Mama . . .?» brachte er mühsam hervor; aber es klang keine Freude des Wiedersehens in diesem Ausruf.

Signora Gioberti erhob sich und ging auf Dino zu. «Ja, ich, mein Junge. Und ich bin sehr glücklich, dich zu sehen.»

Er ließ ihre zärtliche Umarmung über sich ergehen und sagte: «Oh, ich freue mich natürlich auch, Mama.»

Sie zog ihn zur Gartenbank und fragte: «Wirklich? Freust du dich?» Und dann küßte sie den Jungen herzlich.

Er wehrte sich entsetzt. «Nicht, Mama! Du darfst nicht so öffentlich küssen! Ich bin ja schon ein erwachsener Opersänger.»

Und sie meinte mit ihrem gütigsten Lächeln: «Oh, verzeih! Das habe ich ganz vergessen.» Aber dann tat sie schon wieder etwas, was man bei einem erwachsenen Opersänger nicht tun sollte — sie strich ihm zärtlich über die Wangen. «Schmal bist du geworden, mein Junge.»

«Ach, das hat nichts zu sagen. Die Kunst zehrt eben.»

«Soso! Und ich habe mir eingebildet, daß es von der Kost ist. Aber ich verstehe leider nichts davon.» Sie betrachtete ihn noch eine Weile von der Seite her und meinte schließlich: «Uebrigens läßt dich Papa herzlich grüßen.»

«Danke. Wie geht es ihm?» fragte Dino ohne rechtes Interesse.

«Sonst recht gut. Er macht sich in letzter Zeit nur große Sorgen um dich.»

«Ueberflüssig! Ich bin restlos glücklich. Theaterspielen ist göttlich, Mama.»

Sie nahm seine Hand. «Ich bin überzeugt davon. Trotzdem möchte ich dich wieder nach Hause holen.»

«Das ist ganz ausgeschlossen!» setzte sich Dino energisch zur Wehr.

«Sag' das nicht! Papa möchte, daß du dir jetzt noch vier hübsche Ferienwochen gönnst und daß du dann wieder ins Gymnasium gehst.»

Dino wurde direkt böse. «Erlaube, Mama, ich kann doch jetzt nicht wieder auf die Schulbank zurück, wo ich vorgestern den Schaanard in ‚Bohème‘ mit so kolossalem Erfolg gesungen habe!»

«Man muß unter Umständen auch seine Erfolge vergessen können», meinte Mama Gioberti, indem sie die zuckende Hand des Jungen streichelte.

Aber dann sagte er nach einer Pause, und es klang wie ein Verzweiflungsschrei: «Ich kann nicht fort von hier!»

«Darf ich fragen warum?»

«Ich liebe.»

Er sagte es so, daß Mama Gioberti Mühe hatte, nicht aufzulachen. Aber sie wußte, daß achtzehnjährige Jungen großen Wert darauf legen, ernst genommen zu werden. Deshalb fragte sie nur sehr teilnehmend: «Wen liebst du, Dino?»

«Ein zauberhaftes Wesen.»

«Selbstverständlich. Aber ist dieses — zauberhafte Wesen auch beim Theater?»

«Ja. Sie ist eine begnadete Sängerin. Und schön wie eine Göttin.» Er sagte es mit der ganzen Ueberzeugungskraft seiner achtzehn Jahre.

«Jung?» fragte die Mama, von diesem Geständnis einer Liebe durchaus nicht tragisch gestimmt.

«Ganz jung», erwiderte Dino. «Vielleicht vierundzwanzig. Ich habe sie natürlich noch nicht um ihr Alter gefragt.»

«Also doch um sechs Jahre älter als du.»

«Sie kann doch nichts dafür, daß ich erst achtzehn bin», lehnte sich Dino gegen diesen Einwand auf. «Uebrigens habe ich ihr gesagt, daß ich schon neunzehn bin. Verrate mich also nicht, Mama.»

«Nein, ganz bestimmt nicht.» Die Mutter umfing ihren Dino mit einem zärtlichen Blick und bat dann: «Möchtest du mir nicht mehr über deine — Göttin erzählen?»

Dino sprang auf. «Wozu? Am besten ist es, wenn du sie selbst kennenlernenst. Und dann entscheide, ob ich richtig gewählt habe. Ich schicke sie dir! Warte nur einen kleinen Augenblick.» Dino lief in die Einfahrt, und Mama Gioberti durfte jetzt endlich lächeln. Es tat ihr wohl.

Nach einigen Minuten erschien Dusolina Labriola im Garten. Signora Gioberti streckte ihr sehr herzlich die Hand entgegen. «Dusolina! Ist das aber ein netter Zufall!» rief sie in großem, freudigem Erstaunen.

Dusolina war bleich geworden und meinte, nachdem sie sich mühsam gefaßt hatte: «Ja, wirklich . . . Man muß schon sagen, daß das ein Zufall ist . . .»

«Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen, Dusolina?»

«Ich weiß es nicht so genau», wich die Sängerin aus. «Na, warte! Seit unserer Schulzeit haben wir uns nicht mehr gesehen. Das sind — unter vier Augen können wir's ja sagen — vierundzwanzig Jahre sind es her. Eine ganz nette Zeit. Komisch! Ich bin in diesen vierundzwanzig Jahren sehr vielen unserer Schulkolleginnen begegnet. Aber dir niemals. Was machst du hier in Fiesole?»

«Ich bin beim Theater.»

«Bist du also doch Sängerin geworden? Das war ja schon in der Schule dein Traum. Weißt du übrigens, daß mein Sohn hier gleichfalls beim Theater ist?»

«So . . .» meinte Dusolina in immer größerer Verlegenheit.

«Ja. Der kleine Dino Gioberti. Ich heiße nämlich jetzt Gioberti. Na, wenn der Junge gewußt hätte, daß sich eine Jugendfreundin seiner Mutter im Ensemble befindet, er hätte sich bestimmt inniger an dich angeschlossen.»

«Wahrscheinlich . . .»

«Schade! Vielleicht wäre ihm dann auch diese erste Leidenschaft erspart geblieben, wenn er sich nicht so einsam gefühlt hätte.»

«Sicher.»

«Du kannst mich übrigens diskret informieren, Dusolina. Dino gestand mir, daß er sich in eine bezaubernde Kollegin verliebt hat. Sie soll sogar eine Göttin sein. Weißt du davon?»

«Ja . . .»

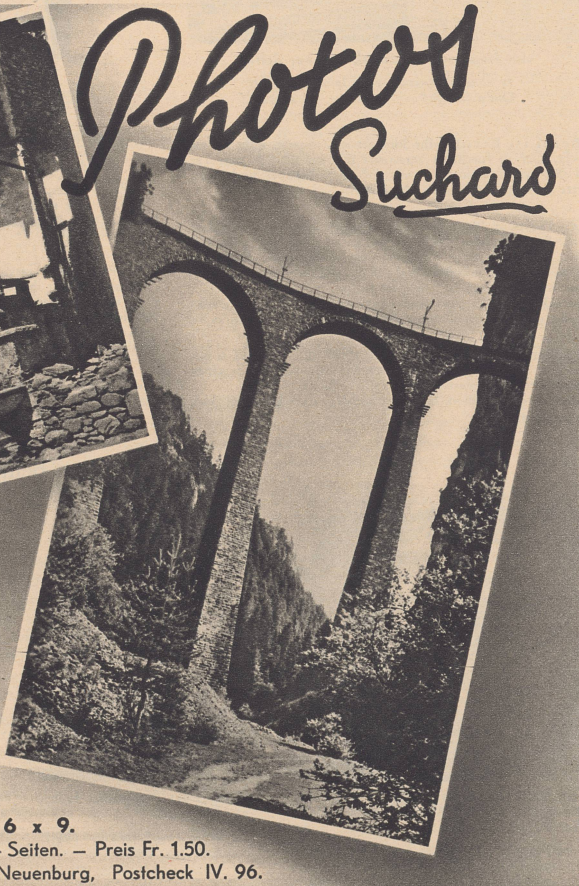
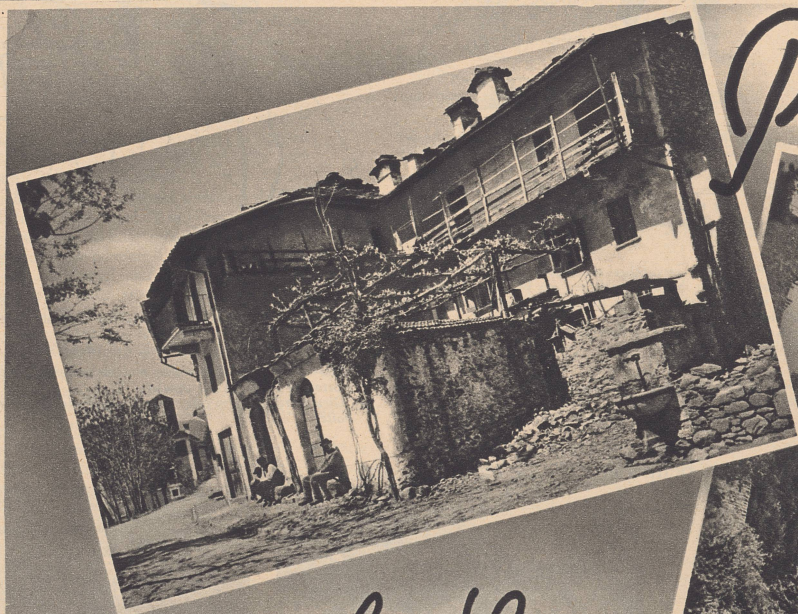
«Und? Ist sie wirklich so — göttlich? Mir kannst du's ja sagen.»

Die Labriola blickte in tödlicher Verlegenheit über ihre Schulkollegin hinweg. Stockend erwiderte sie: «Ja, ich . . . weißt du . . . Ich habe da kein so richtiges Urteil . . .»

«Ich wollte ja auch nur deine Ansicht im allgemeinen hören. Denn ich kann mir schon denken, daß Dino übertreibt. Wenn du mich nur darüber beruhigen könntest, daß der Junge nicht in schlechte Hände geraten ist . . .»

«Das ganz bestimmt nicht!» beteuerte Dusolina schnell. — «Dann bin ich schon zufrieden.»

Dino erschien, strahlend und siegessicher. Er hatte die beiden Damen absichtlich eine Zeit allein gelassen,



Sammeln Sie Suchard-Umschläge

- 1 Im Austausch von Fr. 6.— Suchard - Umschlägen.
- 2 Erhalten Sie gratis 10 echte Photos 6 x 9.
- 3 Sammeln Sie diese Photos im Album „My liebi Schwyz“ 64 Seiten. — Preis Fr. 1.50.
- 4 Adressieren Sie Ihre Sendung an Chocolat Suchard Neuenburg, Postcheck IV. 96.

Menschen vor Gericht

damit Dusolina genügend Gelegenheit hätte, auf seine Mutter entsprechenden Eindruck zu machen. Er fragte: «Na, Mama? Was sagst du zu ihr? Habe ich dir zu viel erzählt?»

Signora Gioberti meinte: «Das kann ich dir noch nicht sagen, mein Junge, denn deine Göttin war noch nicht hier.»

Dino platzte lachend heraus: «Aber Mama! Du sprichst doch mit ihr!»

«Aber nein», stellte Mama Gioberti richtig, «ich spreche mit meiner alten Schulkollegin Dusolina.»

Alles Blut wich plötzlich aus Dinos flaumigem Jungengesicht. Seine entsetzten Augen wanderten von der Mutter zu Dusolina und dann wieder zurück. Mit zugeschnürter Kehle fragte er: «Was? Was sagst du, Mama? Dusolina kann doch nicht deine Schulkollegin sein...»

«Doch, Dino, es ist so», meinte Signora Gioberti, die jetzt erst alles begriff. Sie wurde ganz, ganz ernst und ihr liebevoller Blick umfing Dino in einem langen Schweigen. Dann meinte sie leise: «Ich habe das ja nicht gewußt. Denn sonst...»

Dino löste sich nur allmählich aus seiner Erstarrung. Es war ihm, als ob plötzlich, ganz plötzlich, eine Welt in ihm eingestürzt wäre. Dann klammerte er sich schluchzend an die Mutter. «Mama! Mama! Warum ist das Leben so häßlich!»

Mama Gioberti umfing ihn mit beschützender Zärtlichkeit. «Es ist gar nicht so häßlich, mein Junge. Aber wenn es nicht hie und da eine kleine Enttäuschung gäbe — dann würde es erst beginnen, häßlich zu werden.» Sie fühlte seine Tränen auf ihrer Schulter und sie wartete, bis der zuckende Körper ihres Sohnes zu einer erschafften Ruhe gelangt war. Dann fragte sie leise, ganz nahe an seinem Ohr: «Wie ist es, mein Junge? Kommst du jetzt nach Hause?»

Und er erwiderte kraftlos: «Ja, Mama. Jetzt schon. Jetzt kann ich ja nicht mehr hierbleiben.» Er wollte aus dem Garten stürzen.

«Sag doch Dusolina hübsch adieu!» rief ihn die Mutter zurück.

Dino blieb stehen, wandte sich ruckweise um und streckte der Labriola die Hand entgegen. «Leb wohl! Ich werde dich nie vergessen.» (Fortsetzung folgt)

Jugend in Fesseln

«Wir verhandeln jetzt gegen...»

Es ist eine langweilige Sitzung, nichts als Bagatellfälle, die tägliche Kleinarbeit der Justizmaschine, und Richter und Anwälte geben sich die größte Mühe, es kurz zu machen.

Gerade hat ein kleiner Handwerkermeister zu seiner Erleichterung erfahren, daß man ihn noch einmal laufen lassen will. Es ging nur um achtzig Franken Buße, nichts Aufregendes, obwohl es ihn entsetzlich aufregte, daß er nun plötzlich wegen «Gehilfenschaft bei Steuerbetrug» ein «Vorbefrafter» werden soll, nur weil er aus Gefälligkeit gegen einen Kollegen...

Nein, die Richter schauen kaum auf, als er geht, als er, immer noch mehr als nervös, eine ungeschickte Verbeugung versucht, halb respektvoll, halb Ausdruck eines stummen Dankes. Und schon wieder tönt es: «Wir verhandeln jetzt gegen...»

Aber da erstarrt doch plötzlich der flüchtige Blick des Präsidenten.

Der Angeklagte, der in den Saal kommt, ist ein blutjunger Bursche, kaum der Schule entwachsen. Aber wie er da eintritt, lang und schlacksig, die Hand in der Hosentasche, mit schleifenden Schritten, wirkt die ganze nachlässige Haltung derart unverdächtig, so herausfordernd, daß plötzlich alle Richter, Weibel und Publikum, ihn anstarren. Wie, was soll das...?

Und auf einmal unterbricht der Vorsitzende den Staatsanwalt, der bereits zu sprechen anfing, winkt dem Weibel, spricht leise mit ihm, berät sich kurz mit den Richtern und erteilt dann dem Weibel eine Anordnung, die zur Folge hat, daß aus dem Hintergrund des Saales ein kräftiger junger Mann zum Angeklagten tritt, der verwirrt und gleichsam aufgestört zusieht, wie man nun an ihm herumstellt.

Es ist totenstill im Saal, und dann hört man in die Stille das deutliche Klirren einer Kette, die zu Boden fällt!

Eine Kette aus Stahl. Und jetzt hat jeder verstanden: der Angeklagte war gefesselt, daher die Hand in der Hosentasche, daher der schleifende Gang. Und es bedurfte nicht einmal der knappen Erklärung, die der Präsident gibt, ehe er den Staatsanwalt weitersprechen läßt. «Nach unseren Vorschriften darf kein Angeklagter in Fesseln vor die Schranken gestellt werden...»

Natürlich nicht. Wir sind in der Schweiz, wo ein Mann frei vor seinem Richter stehen darf, bis sein Urteil gesprochen ist, bis man weiß, er ist schuldig befunden. Doch, was hat er eigentlich getan, dieser lange, schlacksige Bursche, den man in Fesseln vor seine Richter brachte? Was will der Staatsanwalt

schon? Vier Tage Gefängnis, aber diesmal unbedingt, die Vorinstanz irrt, als sie glaubte, daß man ihm noch eine Chance geben dürfte, obwohl's nur darum ging, daß er in einer Jugendherberge einem Kameraden einen vermessenen Belichtungsmesser zum Photoapparat unterschlug...

Bagatelle! Langweilige Sitzung!

Nein!

Der Staatsanwalt hat recht. Es geht nicht an, das Gesetz gestatter's nicht, die bedingte Verurteilung einem Menschen zu geben, dessen Vorleben nicht dem Richter das Vertrauen ermöglicht, der Angeklagte werde schon durch eine bloße Warnung...

Denn nun hört man, daß dieser Zwanzigjährige eben in einem anderen Kanton zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Bandendiebstahl! Dreißig Fälle! Jahrelang mit Gleichartigen betrieben! Und das, obwohl er eine ganz ausgezeichnete Lehrstelle hatte, jeden Monat hundertfünfzig Franken verdiente, bei der Mutter gut versorgt, gepflegt, betreut war. Nicht genug. Er ist nicht allein ein Dieb gewesen, Mitglied, Führer einer Räuberbande. Da ist noch ein ganz anderes, mehr als düsteres Kapitel in den Akten dieses Zwanzigjährigen. Prostitution, gewerbsmäßig, Nacht für Nacht auf dem Trottoir, nicht einmal so sehr aus dem Zwang fehlergerichteter Triebe, nur um drei, vier Franken Sackgeld. Es ist eine scheußliche Geschichte, die man da erfährt.

Nicht einmal so scheußlich der Tatsachen halber, viel scheußlicher wegen der Vorstellung, wegen des bloßen Gedankens: Mein Gott, da ist nun ein Zwanzigjähriger, fast ein Kind noch, und hat eine brave Mutter, eine gute Stelle, nette Chefs, könnte sich ein anständiges Leben aufbauen und tut so etwas, lebt so. Und während der Staatsanwalt redet, die Richter beraten, das Urteil begründet wird, das nun, nachdem man das alles weiß, natürlich nicht mehr bedingt sein kann, ist der ganze Zwischenfall mit der Kette belanglos geworden. Es ist ja so gleichgültig, ob sich da von der Hand in der Hosentasche eine Kette um den Leib schlingt, hinunter zum Bein führt, den Schritt hemmt, daß es kein Entrinnen gibt.

Aber daß es junge Menschen gibt, die um ein paar Franken zu jeder häßlichen Willfährigkeit bereit sind, ohne Not sich verkaufen, so gefesselt von ihrer Gier nach einem bißchen Geld mehr...

Und als das Gericht das Versehen der Vorinstanz korrigiert hat, als der junge Bursche, lang und schlacksig, fast ein Kind noch, wieder aus dem Saale geht, starrt man ihm nicht wegen der Fesseln nach, die sein Begleiter, der ihn wieder zurück ins Gefängnis bringt, schon bereit hält...

Photo: Thalmann & Gysel

**MODISCHE
PELZE**

*
MÄNTEL

*
PALETOTS

*
CAPES

Max Hanky

PELZE - COUTURE
BAHNHOFSTRASSE 51
ZÜRICH




Jetzt wieder erhältlich

CILEGOL, das erste **schweizerische** Produkt für Augenbrauen und Wimpern, wird auf der Basis von SÉNÉGOL hergestellt, dem natürlichen vegetabilischen Haarwuchsmittel.

CILEGOL

verhilft deshalb rasch zu gut zeichnenden Augenbrauen und dichten, langen Wimpern. Originalpackung Fr. 3.75